

„Christoph 2“ ist jetzt fast ständig in der Luft

„Je mehr die Leute nach draußen gehen, desto mehr haben wir zu tun“, sagt ein Arzt, der zum Team von „Christoph 2“ gehört. Gegenwärtig fliegt der Rettungshubschrauber vom Dach der BG-Unfallklinik täglich acht bis zehn Mal zu Einsätzen, bei denen es um Leben und Tod geht.

VON GESA GOTTSCHALK
UND CHRISTOPH BOECKHELER (FOTOS)

Die meisten Menschen genießen den Sommer. Sie fahren in die Ferien oder entspannen sich nach Feierabend. Sie setzen sich auf ihr Mountainbike, sie machen einen Ausflug mit dem Motorrad, sie gehen schwimmen. Einige Menschen aber arbeiten mehr, wenn das Wetter schön wird. Eisverkäufer. Bademeister. Und die Besatzungen von Rettungshubschraubern.

Acht bis zehn Mal hob „Christoph 2“ an fast jedem Tag der vergangenen Woche vom Dach der Unfallklinik an der Friedberger Landstraße ab. Er ist zu verletzten Radfahrern geflogen, ins Schwimmbad und zu Unfällen auf der Autobahn. Im Jahresdurchschnitt hat die orangefarbene „Superfive“ täglich drei Einsätze. In manchen Schichten passiert gar nichts. Im Sommer aber bringt das Team oft bis zu 15 Stunden am Tag im aufgeheizten Hubschrauber, ohne eine anständige Mahlzeit und ohne Pause, während der Schweiß den Besatzungsmitgliedern in die Stirn fließt. „Je mehr die Leute nach draußen gehen, desto mehr haben wir zu tun“, sagt Uwe Schweigkofler. Er ist seit acht Jahren ärztlicher Leiter der Luftrettungsstation und rechnet inzwischen mit solchen Sommern, wie er mit mehr Verkehrsunfällen an Freitagen rechnet.

„Wir sehen die schlimmsten Fälle“

Zwölf Ärzte und Ärztinnen der Klinik, acht Rettungsassistenten der Frankfurter Feuerwehr und acht Piloten der Bundespolizei wechseln sich in dem Hubschrauber ab. Sie werden gerufen, wenn es ernst ist. Nicht, weil sie mehr können als ihre Kollegen auf den Rettungswagen. Sondern weil „Christoph 2“ in keinen Stau gerät: Er ist schneller da und schneller mit dem Patienten wieder



weg. „Wir sehen die schlimmsten Fälle“, sagt Schweigkofler. Der 42-Jährige hat trotzdem nie ans Aufhören gedacht.

Auch Pilot Hans Wank fliegt gerne Rettungseinsätze: „Sein Können zur Hilfe einsetzen, Not lindern, das ist was ganz Besonderes.“ Blut können sie alle sehen. Was die

Helfer mitnimmt, ist die Kälte der Leute. Sie erzählen von Gaffern, die ihre Kinder hochhalten, statt einen Schritt zur Seite zu gehen. Von Nachbarn, die sich darüber beschweren, dass der Wind des Rotors ihre Geranien geplättet hat. „Die Einzigen, die sich freuen, wenn wir kommen, sind der Verletzte und seine Angehörigen“, sagt Rettungsassistent Jürgen Hohn.

Das kleine Funkgerät an seinem Gürtel schlägt Alarm. „Verdacht auf Infarkt“, knarzt eine Männerstimme. Hohn steht auf und stellt seine Kaffeetasse ab. Er bewegt sich schnell, aber nicht hektisch. Er geht aus dem Zimmer und über den Flur. Erst die Treppe zum Hangar nimmt er im Laufschritt. Spätestens zwei Minuten nach dem Alarm muss „Christoph“ in der Luft sein. Der Hubschrauber steht draußen auf dem aufgeheizten Beton des Daches. Dröhnend drehen sich die vier Rotorblätter dicht über Hohns Kopf, als er sich neben den Piloten schwingt. Der Notarzt setzt sich im Laufenden den Helm auf und klettert auf den schmalen Sitz hinter den beiden. Die Kufen lösen sich vom Dach, er schlägt die Tür zu. Mit den Knien stößt er an die Trage, mit seinem linken Ellbogen an das Beatmungsgerät, in Kopfhöhe kann er ein Fach mit Medikamenten ausklappen. Sein Patient wird auf dem Rückflug bis zum Nabel im Heck des Hubschraubers verschwinden sein. Um ihn zu behandeln, hat der Arzt nicht mehr Platz als auf der Rückbank eines Ford Fiesta.

Uwe Schweigkofler schaut dem davonfliegenden Hubschrauber nach. „Im Fernsehen

bekommen Frauen im Rettungshubschrauber sogar Kinder“, sagt er und lacht. Weniger lustig findet er das Bild, das die Serien den Zuschauern vermittelt. Nach Drehbuch wird alles gut, wenn der Hubschrauber kommt. Im Leben kann ein Patient trotzdem sterben oder behindert bleiben. „Wir sind keine Götter“, sagt Schweigkofler.

Blumen für die Retter

Die meisten Einsätze sind für die Crew erledigt, wenn der Hubschrauber wieder gelandet ist. Über einige aber sprechen die Männer und Frauen hinterher, vor allem wenn Kinder betroffen sind. „Solche Fälle bleiben

nicht in den Klamotten hängen“, sagt der Arzt. „die nimmt man mit nach Hause.“ Ein Drittel des Jahres ist der Vater von zwei Kindern nicht bei seiner Familie. Aber es gibt auch Momente, die das Team von der Luftrettungsstation entschädigen. Wenn sich eine Motorradfahrerin, die sie mit Milzris und Beckenfraktur in die Unfallklinik flogen, mit Blumen bedankt und dem Förderverein beiträgt. Oder wenn sie in der Abenddämmerung vom letzten Einsatz zurückfliegen und die Sonne hinter der Skyline von Frankfurt untergehen sehen. Dann genießt auch die Besatzung von „Christoph 2“ den Sommer.

„Christoph 2“ ist nicht gerade komfortabel. Der Patient verschwindet während des Transports halb im Heck der Maschine.

LUFTRETTUNG

■ 53 Rettungshubschrauber sorgen in Deutschland für Erste Hilfe. Sie heißen „Christoph“, benannt nach Christophorus, dem Schutzheiligen der Reisenden.

■ „Christoph 2“ ist bei der Berufsgenossenschaftlichen Unfallklinik stationiert und der zweitälteste Rettungshubschrauber in Deutschland. Er wurde am 15. August 1972 in Dienst gestellt. Seit 1997 ist Christoph 2 eine zweimotorige „Superfive“.

■ 1283 Einsätze flog die „Superfive“ im vergangenen Jahr. Das Einsatzgebiet der Luftrettungsstation umfasst einen Radius von rund 60 Kilometern oder 15 Flugminuten. Die Besatzung ist von Sonnenaufgang bis Sonnenuntergang einsatzbereit.

■ Ein Förderverein wurde im Mai 2004 gegründet. Er finanziert Fort- und Weiterbildungen für die Besatzung und verbessert die Ausstattung des Hubschraubers. Eine Mitgliedschaft kostet zehn Euro im Jahr. Weitere Informationen zum Verein unter www.rth-christoph2.de.

GG

Rettungsassistent Thilo Achenbach (links) und Notarzt Uwe Schweigkofler bereiten sich gemeinsam auf einen Einsatz vor.



Seit 1997 hebt die „Superfive“ vom Dach der BG-Unfallklinik zwischen Sonnenaufgang und Sonnenuntergang zu Einsätzen ab.